Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 33. 1898.

Das Dreigestirn.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

14.

Der Mann von Waterloo.

Am Pachthofe La Belle Alliance, an der großen Straße von der französischen Grenze nach Brüssel, hatte sich Napoleon einen einfachen Holztisch aufstellen lassen, einen Schemel davor. Hier saß er, die Füße auf ein Bund Stroh gestellt, weil der Boden von dem heftigen Regen der vergangenen Nacht völlig aufgeweicht war, über seine Karten gebeugt und beobachtete das Wüthen der Schlacht — des Entscheidungskampfes zwischen ihm und Europa.

Und drüben, auf der Höhe von Mont St. Jean, in der Mitte der Stellung seines Heeres, hielt auf seinem braunen Leibroß „Kopenhagen", das Fernrohr in der Hand, Lord Wellington, mit eiseskaltem Gesicht die anstürmenden Massen der Franzosen musternd, ruhig, unbeweglich, einer Statue gleich.

Napoleon — Wellington!

Unten im Grunde des flachen Thales der gewaltige Feldherr, der Welteroberer, der Kaiser, angethan mit dem grauen Ueberrock, den er bei Jena, Austerlitz, bei Smolensk getragen, auf dem Haupte den dreieckigen Hut des „kleinen Korporals".

Auf der Höhe der „eiserne Herzog", der Held von Vimeiro, von Talavera, von Torres Vedras und Vittoria, fast bürgerlich gekleidet, die hagere Gestalt im blauen Oberrock, weißen Beinkleidern und weißer Halsbinde, den scharfgeschnittenen Kopf bedeckt mit einem niederen, kahnförmigen schwarzen Filzhut, auf dessen einer Seite ein Federbusch von dunklen Hahnenfedern, auf dessen

Schwimmende Villa auf der Themse. (S. 260)

anderer vier buntfarbige Kokarden: eine schwarze für den englischen, eine rothe für den spanischen, eine schwarze mit rothem Kreuz für den portugiesischen, eine orangefarbene endlich für den niederländischen Krieg.

Napoleon und Wellington, die man des Jahrhunderts größte Feldherren nannte!

Nur einige Meilen weit vom Schlachtfelde entfernt aber marschirte an der Spitze eines geschlagenen Heeres der Dritte.

Blücher — der Marschall Vorwärts!

In voller Manneskraft jene, ein Greis im dreiundsiebzigsten Lebensjahr dieser! Kalt, berechnend jene, überschäumend, thatendurstig, feuergeistig, im Unglück am größten, er, der Alte von der Katzbach, von Wartenberg, von Möckern und von La Rothière.

Ein Sonntag war's, der 18. Juni 1815, und Hunderte von Kanonenschlünden läuteten ihn ein.

Drei Monate waren verflossen seit jenen denkwürdigen Tagen, da der „Moniteur", der noch eine Woche vorher dem französischen Volke amtlich verkündet hatte: „Das Ungeheuer Napoleon ist gelandet!" an der Spitze seiner Spalten meldete: „Der König hat in der Nacht Paris verlassen. Seine Majestät der Kaiser ist in Seinem Palast der Tuilerien angekommen." — Widerstandslos hatte Frankreich sich zum zweiten Male dem Gewaltigen zu Füßen gelegt. In heller Begeisterung waren die alten Veteranen zu seinen Fahnen geströmt; den Eid der Treue gegen den verhaßten Bourbonenkönig brechend, hatte Regiment auf Regiment sich ihm angeschlossen. Der Zauber seines Namens bedeutete immer noch so viel wie zehn gewonnene Schlachten.

Das Kaiserreich war der Krieg. Auf blutigem Kampfplatz mußte Napoleon die neu errungene Herrschaft befestigen; zum Kampf und Streit gegen Europa hatte er gerüstet in jenen Tagen und Wochen, seit der „L'Inconstant" ihn im Golfe von Jouan unter den Olivenbäumen von Antibes an das französische Ufer gebracht.

Sein erster Stoß hatte dem Marschall Vorwärts, hatte Blücher gegolten. Am 16. war bei Ligny das preußische Heer geschlagen und zum Rückzug gezwungen worden; am gleichen Tage hatte die Vorhut Wellington's bei Quatrebras einen empfindlichen Schlag erhalten, dem auch ein deutscher Fürst, der Herzog von Braunschweig, zum Opfer gefallen war. Jetzt standen sich im Entscheidungskampf die Heere Napoleon's und Wellington's gegenüber.

Seit Stunden wogte der Kampf, den um die Mittagsstunde der Kaiser mit dem Donner einer vor der Mitte seiner Armee aufgefahrenen Riesenbatterie von vierundsiebzig schweren Geschützen begonnen hatte.

Wieder und wieder waren die Grenadiere Erlon's und Reille's gegen die Brennpunkte des Ringens, gegen das Schloß Hougomont und den löwenmuthig vertheidigten Pachthof La Sainte-Haye vorgestürmt, wieder und wieder hatten die wackeren britischen Regimenter sie nach heißem blutigem Streite abgewiesen. Weithin deckten Tausende von Todten und Verwundeten die feuchte, dampfende Erde. Niedergestampft waren die üppig wogenden Kornfelder von den Huftritten der Schwadronen Kellermann's und Milhaud's, von dem Todesritt der neunundzwanzig Reiterregimenter, die Wellington unter den Befehlen des heldenhaften Ponsonby und des Lord Uxbridge vereinigt hatte. Und noch immer donnerten die Kanonen, rollte das Kleingewehrfeuer auf der ganzen Schlachtlinie von Schloß Hougomont auf dem rechten bis zu dem Schlosse Frichemont auf dem linken britischen Flügel.

Die Schlacht stand auf dem Höhepunkte.

Noch hielt sich der eiserne Herzog auf dem langgestreckten, durch Natur und Kunst befestigten Höhenzuge. Auf seinem braunen Schlachtroß saß er wie in Erz gegossen, sparsam haushaltend mit seinen Kräften, aber im entscheidenden, im richtigen Augenblick an der richtigen Stelle stets das, was nothwendig zur Abwehr, einsetzend.

Aber sie waren arg zusammengeschmolzen in den langen bangen Nachmittagsstunden, die wackeren britischen, irischen und schottischen Regimenter, die den Kern des Heeres bildeten. Zertrümmert waren bereits die tapferen Braunschweiger und Hannoveraner, gelichtet die heldenmüthige deutsche Legion, völlig kampfunfähig die Niederländer. Die Hälfte der Feuerschlünde demontirt, die Munition knapp, hinter der Linie ein unheilverkündendes Zurückwogen von Verwundeten, ein wirres Durcheinander abfahrender Trains und Kolonnen.

Sehnsüchtig blickte der eiserne Herzog gen Osten. Von dort her allein konnte ihm Hilfe und Rettung werden. Wohl war Blücher, der Marschall Vorwärts, bei Ligny schwer getroffen worden, wohl hatte der Greis, selbst kaum der Gefangenschaft entronnen, gestern noch an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde arge Schmerzen gelitten. Aber er und Gneisenau hatten nichtsdestoweniger dem Herzog auf seine Anfrage, ob er auf preußische Hilfe rechnen, mindestens auf die Unterstützung eines Armeecorps bauen könne, sofort geantwortet: „Nicht auf ein Corps, auf die ganze Armee!"

Aber würde Blücher Wort halten — konnte er Wort halten bei der Auflösung aller Verbände seines geschlagenen Heeres, bei der Erschöpfung aller seiner Truppen?

Unten im Grunde formirten sich die feindlichen Heeressäulen von Neuem zum Ansturm. Gegen die Pachthöfe Smohain und Papelotte drangen Durutte's Grenadiere siegreich vor, in glitzernden Linien setzten Kellermann's und Milhaud's Kürassiere noch einmal zur Attacke an, hinter ihnen die Infanteriedivisionen Marcognet und Alix.

Das Donnern von zwanzigtausend Rosseshufen ließ das Feld erbeben; einer ungeheuren Schlange gleich, mit glitzerndem, schillerndem Schuppenleibe, wälzte sich die Phalanx der französischen Panzerreiter gegen das Centrum Wellington's. Die Fanfaren schmetterten, die Schwadronen und Regimenter marschirten im Galop auf und stürzten sich mit gellendem „Vive l'Empereur!" auf die dünnen britischen Linien. Es war ein Augenblick höchster Gefahr!

„Lord Uxbridge — vorwärts!"

Und der heldenhafte General führte die englischen Reiterregimenter zum Gegenangriff vor.

Aufeinander rasten die wuthentflammten Schwadronen. Einen Augenblick stellte sich die schwere Reiterwand der französischen Panzer den leichteren britischen Dragonern wie ein festgefügter Wall gegenüber. Aber die Klingen bohrten sich in die lebendige Mauer, sie schmetterten todbringend auf die glitzernden Kürasse und die bunten flatternden Helmbüsche.

Zurück fluthen Kellermann's Reiter, zurück Milhaud's schwere massige Schaaren. Nachhauend stürmen die Schotten und Engländer in die aufgelösten Schwadronen, zersprengen die nächsten Fußvolkvierecke und setzen die Verfolgung bis zur großen französischen Batterie fort.

Noch einmal athmet Wellington auf. Aber schon bringt eine Ordonnanz auf schweißtriefendem Rosse die Schreckenskunde, daß Smohain, daß Papelotte gefallen seien, und auch auf den zertrümmerten, rauchenden Mauern von La Haye steigt triumphirend die Trikolore Napoleon's empor.

Das Ende scheint gekommen, und als der englische Feldherr jetzt seine Blicke wieder gen Osten wendet, da entringen sich seinen Lippen die Worte: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!" Die Nacht, um den unvermeidlichen Rückzug zu verhüllen — die Preußen, um ihn zu decken oder die Niederlage zu verhüten.

Unten im Grunde, am Pachthof von Rossomme aber sitzt, über seinen Holztisch gebeugt, der Kaiser, und ein Lächeln des Triumphes gleitet über seine Züge. Er hat lange Stand gehalten, der stolze, nie geschlagene „eiserne Herzog" dort oben; jetzt aber ist seine Stunde doch gekommen. Noch einen Stoß mitten in's Herz, und er fällt. Wieder wird der wahrhaft Unbesiegbare, wird Napoleon Bonaparte der Welt den Frieden diktiren.

Hoch am Horizonte, im gleißenden Lichte sollen sie wieder stehen, die ewigen Leuchten des napoleonischen Dreigestirns: Ruhm und Macht und Größe!

Da kommt von Osten her, von Planchenois, ein junger Reiteroffizier in rasender Carrière angesprengt. Dem Rosse fliegen die Flanken, und weiße Schaumflocken flattern vom Zaumzeug nieder. Vornübergebeugt sitzt der Reiter im Sattel, und sein ernstes Gesicht kündet die Wichtigkeit seiner Meldung.

Er springt aus dem Sattel und, die Umgebung des Kaisers heftig zurückschiebend, tritt er zu dem Schlachtengewaltigen.

„Was gibt es, Dulot?"

Er hebt den Arm salutirend an das Käppi — die Rechte fehlt an dem verstümmelten Gelenk. „Sire!" er beugt sich zu dem Ohr des Kaisers, und mit keuchender Brust flüstert er: „Die Preußen."

Der Kaiser zuckt zusammen, und ein tiefer, dunkler Schatten scheint sich über sein ehernes Antlitz zu breiten. Aber nur einen Moment, einen kurzen Moment währt das Erschrecken. Er springt auf: „Ney!"

„Sire!"

„Nimm zehn Bataillone der Garde, raffe zusammen, was Du sonst noch auf Deinem Wege findest — die Bataillone von Alix, von Friant und Poret de Morvan — und gehe zum Angriff auf das Centrum der Engländer vor."

Und Ney, der Held von Eckmühl und Wagram, sprengt zu seinen Bataillonen.

„Marschall Lobau!"

„Sire!"

„Sie besetzen mit dem Rest der alten Garde Planchenois und halten es bis zum letzten Mann! Kapitän Dulot hier wird mit Ihnen gehen."

Der tapfere Marschall, der am Tage von Aspern für seinen häßlichen Namen Mouton (Hammel) sich den eines Grafen v. Lobau errungen hatte, eilte von dannen. Der Kaiser blickte gen Osten, wo in der Ferne graue Staubwolken aufstiegen. „Zu den Pferden!" rief er dann. „Der Tag ist unser! Vive la France!"

Oben auf der Höhe von Mont Saint Jean aber hat soeben Wellington die Meldung eines preußischen Generalstabsoffiziers entgegengenommen: „Marschall Blücher ist, zum Eingreifen bereit, östlich des Lasnebaches angelangt und im Vormarsch auf Planchenois!"

Wellington faßt kurz grüßend an seinen Hut: „Meinen Dank, Hauptmann v. Stetten!" Kein Wort mehr, aber ein Aufathmen der Hoffnung in letzter Stunde. Und in knappen Sätzen gibt er die nöthigen Befehle, das gelockerte, aus allen Fugen gerenkte Gerippe seiner Schlachtordnung noch einmal zum letzten verzweifelten Widerstand zusammenzuschließen.

Es ist sechseinhalb Uhr Abends.

Von Planchenois her donnern die preußischen Kanonen zum Schlußakt des Dramas; von La Belle Alliance herauf schieben sich die dichten Schützenschwärme Ney's gen Mont Saint Jean vor, dahinter die geschlossenen Bataillonskolonnen der alten Garde, und von allen Seiten strömen die Reste der schon im Kampf gelichteten anderen französischen Truppentheile, Mann an Mann herbei, sich dem gewaltigen Stoß Ney's anzuschließen. Es ist, als fühle ein Jeder, daß es gilt, das britische Centrum zu durchbrechen, den eisernen Herzog in's Herz zu treffen, ehe Blücher

entscheidend eingreifen kann. Generale setzen sich an die Spitze von Bataillonen, Verwundete raffen sich auf und greifen wieder zur Waffe, und wer sich nicht mehr vom blutigen Boden erheben kann, wer nicht mehr die Wehr zu tragen vermag, der stimmt wenigstens mit ein in den begeisterten Ruf: „Vive l'Empereur! Vive la France!“ der zum letzten Male über das Schlachtfeld dröhnt, den Sieg kündend — oder den Tod!

Die Sonne sinkt. Ihre letzten Strahlen glitzern schimmernd auf dem Waffenschmuck der dem Verderben Geweihten. Um ihre Adler geschaart, die sie in Paris mit dichtem Flor umwunden und erst gestern, nach dem Siege von Ligny, enthüllt hatten, ziehen die Grenadiere von Frankreich hangaufwärts. Die Trommeln wirbeln, und in das Dröhnen des schweren Geschützes mischen sich die hellen Klänge der Hörner.

Plötzlich schweigt das Geschütz und das Knattern des Kleingewehrs. Schon haben die Garden den Rand des Plateaus fast erreicht.

Da hebt sich plötzlich vor ihnen eine rothe lebendige Mauer, und aus nächster Nähe schmettert Salve auf Salve in die geschlossenen Glieder. Die Vordersten stutzen, vergebens drängen die Hintermänner nach. Hinter den Reihen des britischen Fußvolks brechen die Reste der tapferen Reiter Sommerset's hervor und hauen auf die schon Weichenden ein. Von Planchenois her tönen bereits die hellen preußischen Flügelhörner herüber, und auf die Flanke der Franzosen stürzt sich Blücher mit voller Wucht.

Der Tag ist verloren. Das französische Heer in voller Auflösung.

Inmitten der Fliehenden reitet ein gebrochener Mann, umtobt von der wüsten, ordnungslosen Masse. Wie in einem Starrkrampf befallen, hängt er auf dem Pferde, das Haupt mit dem Dreispitz gebeugt, die Arme schlaff, lose die Zügel, die eine Welt regierten. Dann hebt er den Kopf ein wenig, und die bebenden Lippen flüstern: „Alles ist aus — Alles verloren.“

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! . . .

Am Pachthof von La Belle Alliance aber treffen die beiden siegreichen Feldherrn zusammen und umarmen sich schweigend — Wellington und Blücher.

Am Pachthof von La Belle Alliance traf auch Kurt v. Stetten wieder Gneisenau, und der General küßte den jungen Offizier auf beide Wangen. „Das war ein Sieg nach meinem Herzen!“ jubelte er. „Ein ganzer Sieg, ein herrliches Gelingen! Aber nun, Stetten, muß dem blutigen Ringen die Verfolgung sich unmittelbar anschließen. Die Feinde dürfen nicht wieder zu Athem kommen!“

Und sie setzten sich an die Spitze des ersten verfügbaren preußischen Bataillons, des Füsilierbataillons vom 25. Regimente, dem sich dann noch ein Bataillon des 15. Regiments und eine Ulanenschwadron anschlossen, und begannen jene denkwürdige Verfolgung, welche die Flucht des französischen Heeres in einer einzigen Nacht in völlige Auflösung verwandelte.

Neunmal in der einen Nacht jagten sie den Feind auf; neunmal vertrieben sie ihn von den lodernden Wachtfeuern, aus den Dörfern. Endlich aber waren die Kräfte von Mann und Roß völlig erschöpft, die Ulanen und Füsiliere konnten die Verfolgung nicht weiter fortsetzen. Gneisenau ließ halten und die Mannschaften ein Biwak aufschlagen.

Der Morgen graute bereits, als der General und Stetten vor der Thür eines kleinen Gasthauses Halt machten, um auch ein wenig Ruhe zu suchen.

Das Schankzimmer war überfüllt mit verwundeten französischen Offizieren, und das erste Gesicht, das Kurt beim Betreten des vom grauen Morgenlicht erhellten Raumes in's Auge fiel, war das Dulot's.

Auf einer Schütte Stroh, das blasse, geisterhafte Haupt auf einen Tornister gebettet, lag der Kapitän, und aus dem aufgerissenen Rock perlte in dunklen Tropfen das Blut herab zum schmutzigen Erdboden. Und als Stetten neben ihm niederkniete, um nach seiner Wunde zu sehen, und der Franzose ihn erkannte, da lächelte er trübe und streckte abwehrend die ihm gebliebene Hand aus: „Leb' wohl, Kamerad! Es ist doch Alles zu Ende — Alles!“

Nur ein Wort sprach Kurt, den Namen „Louison“. Konnte er dem wunden Leibe auch wenig helfen — das mußte den Aerzten überlassen bleiben — der kranken Seele konnte er doch neuen Lebensmuth einflößen.

15.

Verschwunden und verschollen.

Vier Wochen später!

Der Traum der „hundert Tage“ des wiedererstandenen Kaiserreichs war vorüber. Im raschen Siegeszuge waren die verbündeten Heere bis zur Hauptstadt Frankreichs vorgerückt, und das stolze Paris hatte sich zum zweiten Male vor ihnen beugen müssen. Ein verlorener Mann, überlieferte sich Napoleon seinen unerbittlichsten Feinden, dem Inselvolk der Briten, und unterschrieb, indem er deren Großherzigkeit anrief, sein Urtheil. Am 15. Juli betrat er im Hafen von Rochefort den „Bellerophon“. Der „General Bonaparte“ sollte auf dem Felseneiland Sankt Helena seine Tage beschließen, den Ozean zwischen sich und Europa, zwischen sich und den Zielen seiner nie rastenden Herrschsucht.

Es war ein schwerer Gang für Kurt v. Stetten, als er sich entschloß, seine Schritte nach dem kleinen Hause in der Rue Honoré zu lenken, in dem, wie er erfahren, Madame de Vernier ihr Heim wieder aufgeschlagen hatte. Ein schwerer Gang, zu dem ihn nur überraschende und schmerzliche Nachrichten aus Kremmrode bestimmten.

Louison hatte das stille Herrenhaus plötzlich und ohne irgend welche Nachricht über ihr Verbleiben zu geben, verlassen. Wenige Tage, nachdem Dulot nach Frankreich gegangen, war Louison verschwunden. Alles, was Jakobäa hatte ermitteln können, war, daß eine Dame am Tage vorher im Park eine längere heimliche Unterredung mit der Französin gehabt, daß dann dieselbe Dame Louison in früher Morgenstunde abgeholt hatte. Das kurze, aber herzliche Abschiedsbillet, das Louison hinterlassen, enthielt nur wenige Worte innigen Dankes und die Bitte, ihren unvermeidlichen Schritt mit Liebe und Milde zu beurtheilen.

Stetten zweifelte nicht, daß Madame de Vernier, wahrscheinlich von Louison selbst benachrichtigt, ihre Pflegetochter aus Kremmrode abgeholt habe. Er war überzeugt, sie in der Rue Honoré zu finden, aber er war innerlich so empört über die Undankbarkeit, die ihm in Louison's Benehmen zu liegen schien, daß er sich nur schwer und spät zu dem Besuch bei Madame de Vernier entschlossen hatte. Es geschah eigentlich nur, weil er es für seine Pflicht hielt, beiden Damen über das Befinden Dulot's, der in einem preußischen Lazareth in Saint Quentin der Genesung entgegenging, Mittheilung zu machen.

Das Haus in der Rue Honoré war diesmal nicht verödet, wie im vergangenen Jahre, und Kurt wurde sofort empfangen.

Madame de Vernier war ganz in Schwarz gekleidet, und tiefe Trauer lag auf ihrem ernsten Antlitz, das von jetzt ganz gebleichtem Haar umrahmt war. Um Jahre gealtert, seitdem er sie zum letzten Male im Arbeitszimmer des Herrschers von Elba gesehen, erschien Stetten die seltsame Frau, die mit so treuer Anhänglichkeit an dem Kaiser gehangen, dem wohl auch jetzt diese schwarzen Trauergewänder galten.

Einen Augenblick stand sie Kurt sprachlos gegenüber. Dann eilte sie auf ihn zu und umklammerte mit flehender Geberde seine Hände: „Sie leben — Sie sind nicht in jenem grausen Brunnen auf dem Fort der Ziegeninsel ertrunken, Herr v. Stetten? O, dann werde ich auch endlich erfahren, wo meine Louison, meine geliebte Tochter, weilt!“

War das eine neue Komödie, die ihm vorgespielt werden sollte? So wahr der Ton des Schmerzes erschien, der aus den Worten herausklang, Stetten's gerader Sinn ließ sich nicht mehr so leicht in Fesseln schlagen, wie ehedem. Die Erfahrungen hatten ihn gereift.

„Madame,“ versetzte er, „Madame, ich kam zu Ihnen, um mich nach dem Aufenthalt von Fräulein Louison zu erkundigen!“

Sie starrte ihn an, wie geistesabwesend. „Aber Sie selbst, Herr v. Stetten, haben mir doch auf Elba gesagt, daß Louison sich unter guter Obhut befinde — und jetzt —“ sie konnte nicht vollenden, Thränen erstickten ihre Stimme.

„Louison war in der besten Obhut der Welt, sie stand unter meines Vaters Schutz. Seit Monatsfrist jedoch ist sie verschwunden. Ich dachte, Madame, das wüßten Sie besser, als ich!“

Allmälig gewann Frau de Vernier ihre Fassung wieder; der ironische Ton Stetten's schien ihren Stolz tief zu verwunden. Sie richtete sich auf und sah ihm fest in die Augen: „Was gibt Ihnen das Recht, Herr v. Stetten, einer unglücklichen Mutter mit solchem Hohn zu begegnen? Bei meiner Liebe zu Louison: ich weiß nicht, wo sie weilt!“

Das war Wahrheit — kein Zweifel! Und dieser Wahrheit gegenüber gab es auch für Kurt keine Schranken; er berichtete Alles, was er aus Jakobäa's Briefen über Louison wußte.

Madame de Vernier war in einen Sessel gesunken. „Talleyrand,“ stieß sie mit dem Tone tiefsten Hasses hervor. „Er, nur er kann das neue Komplott gegen mein unglückliches Kind angestiftet haben!“

Stetten schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht glauben, Madame, daß der Fürst Kenntniß von dem Aufenthalt Louison's hatte. Kremmrode liegt so entlegen, so weltentfernt, es ist kaum eine Möglichkeit vorhanden, daß er von Louison's Verweilen dort erfuhr. Und zudem: Talleyrand's Thätigkeit dürfte in den letzten Monaten von anderen Aufgaben völlig in Anspruch genommen worden sein!“

„O, Sie kennen den schleichenden Heuchler nicht, Herr v. Stetten! Seine Agenten sind die findigsten Spürhunde des Kontinents, und jedes Mittel ist ihm recht, wenn er sein Ziel erreichen will. Wer weiß, ob nicht gerade die Wirren der letzten Zeit ihm eine willkommene Gelegenheit gaben, seine Pläne auszuführen! Im trüben Wasser fischte er von jeher am liebsten.“

„Aber ist es denn möglich, daß in einem Vaterherzen jedes Gefühl für sein Kind ganz erstirbt?“

„In einem Vaterherzen?“ Madame de Vernier lachte bitter auf. „In einem Vaterherzen! Was weiß der Fürst von Benevent von den zärtlichen Empfindungen eines Vaters? Nichts bewegt ihn augenblicklich, als der Haß gegen mich, Rache sucht er — Rache gegen mich und meine unglückliche Louison!“

Sie hatte sich erhoben und war an eines der Fenster getreten. Schweigend sah sie auf die belebte Straße hinaus, auf das Wogen und Treiben der Weltstadt, die sich bereits rüstete, zum zweiten Male den vertriebenen Bourbonenkönig in ihren Mauern feierlich zu empfangen. Dann und wann durchzitterte ein mühsam verhaltenes Schluchzen ihre Gestalt.

„Ich kann die Beweggründe nicht verstehen,

die Talleyrand veranlaßten, solchen Werth auf die Anwesenheit seiner Tochter in seinem Hause zu legen, wenn ich das einfachste und natürlichste Moment, die väterliche Liebe, ganz ausscheiden soll," bemerkte Stetten nach einer Weile. „Gewiß war Louison ihrer glanzvollen Erscheinung und ihrer gesellschaftlichen Gewandtheit nach eine Repräsentantin für das Hauswesen eines königlichen Gesandten, wie er sie sich nicht besser wünschen konnte. Aber das sind Eigenschaften, die er auch bei anderen Frauen hätte finden können, welche gefügigere Werkzeuge seiner Wünsche gewesen wären."

Madame de Vernier wandte sich um. „Scheiden Sie unbedingt jedes väterliche Empfinden in Talleyrand's Brust aus!" sagte sie eisig. „Ihn leitete nur das Gefühl der Rache gegen mich. Er, der alle Welt betrog, konnte es nicht verwinden, daß ich einst auch ihn täuschte. Louison ist gar nicht sein Kind — Louison ist meine Tochter, und mir gilt jeder Schlag, den er gegen Louison führt!"

Stetten war verblüfft. Diese Erklärung hatte er nicht erwartet. Aber Madame de Vernier faßte seine Hand und zog ihn mit sich durch eine Reihe von Zimmern bis in ein kleines, abseits gelegenes Gemach. Mit vor Erregung zitternder Hand drückte die Mutter Louison's dort auf einen winzigen, zwischen den Fugen der Wandbekleidung versteckten Stift; eines der Felder trat um einige Centimeter zurück und ließ sich jetzt seitlich verschieben: eine kleine schrankartige Höhlung wurde sichtbar. Madame de Vernier entnahm ihr ein Bündelchen vergilbter Papiere und schloß den Geheimschrank wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Hausboote in England.

(Mit Bild auf Seite 257.)

Der Wassersport steht in England in höchster Blüthe, und es gibt dort Leute, die, wenn es ihnen Zeit und Mittel gestatten, alljährlich für einige Wochen oder Monate sogar ihre ganze Wohnstätte auf das ihnen so liebe Element verlegen. Diesem Zweck dienen die sogenannten Hausboote, Bretterhäuser, die auf flache, prahmartige Fahrzeuge gestellt sind, und in denen ganze Familien, bald von Ort zu Ort fahrend, bald an einer schönen Stelle des Flußufers ankernd, ein vergnügtes Sport- und Sommerfrischendasein führen. Es gibt kleine Hausboote, die nur einen Wohn- und Schlafraum und eine kleine Küche haben und von den Bewohnern selbst gelenkt werden, und dann wieder luxuriöse schwimmende Villen mit mehreren Stockwerken. Die schönsten derartigen Hausboote trägt die Themse, und unser Bild auf S. 257 zeigt uns ein solches, das entweder einem der reichen englischen Lords oder einem Vertreter der Londoner Geldaristokratie gehört. Ein derartiges schwimmendes Gebäude bedarf natürlich zur Fortbewegung fremder Kräfte und wird je nach Bedarf von einem kleinen Schleppdampfer flußauf- oder flußabwärts gezogen.

Angriff einer Walzenspinne auf einen Skorpion.

Walzenspinne und Skorpion.

(Mit Abbildung.)

Die beiden sonderbaren Thiere, welche uns das obenstehende Bild vorführt, gehören zu den Spinnenthieren und zwar zu der Ordnung der Gliederspinnen. Beide leben in den heißen Ländern und kommen auch vereinzelt in Südeuropa vor; beide besitzen ein Gift, durch das sie ihre Beute tödten, der Skorpion im Stachel des Schwanzendes, die Walzenspinne wahrscheinlich in den Scheeren der Freßwerkzeuge. Die Walzenspinnen nähren sich hauptsächlich von Insekten, die Skorpione nur von Gliederthieren, und Spinnen bilden ihre Lieblingsnahrung. Wenn ein Skorpion auf seinen nächtlichen Streifereien eine Walzenspinne trifft, läuft er, den Schwanz nach oben über den Rücken erhoben, auf sie zu, ergreift sie mit seiner gepanzerten Scheere und durchbohrt sie mit dem Stachel. Nach einigen krampfhaften Zuckungen ist die Spinne todt, und der Skorpion saugt seine Beute aus. Aber auch die Walzenspinne scheut sich nicht, einen Angriff auf den Skorpion zu wagen. Nur selten erfolgt er von vorn und hat dann meist einen für die Spinne unglücklichen Ausgang. Meist beschleicht sie den Skorpion und sucht sich ihm von hinten zu nähern. Ist sie nahe genug, so stürzt sie sich — wie auf dem Bilde zu sehen — auf ihn, beißt den sechsgliedrigen Schwanzanhang des Gegners durch, so daß dieser seines todbringenden Stachels beraubt ist, und frißt dann beide Theile auf.

Ein Sommernachmittag am Boulevard Anspach in Brüssel.

(Mit Bild auf Seite 261.)

Die belgische Hauptstadt besitzt mehrere berühmt gewordene und als Sehenswürdigkeiten geltende Cafés, und zu diesen gehört das in unserer Abbildung auf

Ein Sommernachmittag am Boulevard Anspach in Brüssel. (S. 260)

S. 261 veranschaulichte Café du Grand Hotel am Boulevard Anspach. Dort verkehrt ein sehr buntfarbiges Publikum: vornehme Fremde, der Stadtelegant, Abenteurer, Geschäftsleute, der Geheimpolizist, feine Familien Brüssels, Börsianer, kurz, gesicherte wie bedenkliche Existenzen jeder Art. Im Sommer bedecken die Tische und Stühle dieses Cafés auch den Bürgersteig davor, und es bietet dem aufmerksamen Beobachter nicht nur die eigenartige Vermengung von Brüsseler und fremden Typen Unterhaltung, sondern auch der nie versiegende Strom der Spaziergänger vor diesen Plätzen, die nur durch Palmenkübel und etwas Epheu von der Straße geschieden sind.

Ballast.

Eine Seegeschichte von **A. Berthold.**

1. (Nachdruck verboten.)

Ein Marineoffizier, der die Rangabzeichen eines Lieutenants zur See trug, schritt dem Potsdamer Bahnhof in Berlin zu und rasch die Stufen empor, die zur großen Eintrittshalle führten. Gerade als er diese erreicht hatte, begegnete er einem Kameraden, der durch die schmalen Goldtressen an den Aermelaufschlägen als Unterlieutenant zur See gekennzeichnet war. Zwischen Beiden erfolgte eine herzliche Begrüßung.

„Da sind Sie ja, Breitling!“ rief der ältere der Kameraden. „Endlich sieht man Sie einmal! Seit acht Tagen weiß ich es schon, daß Sie zum Marinedetachement nach Berlin versetzt sind, aber ich habe bisher vergebens nach Ihnen ausgespäht.“

„Ich auch nach Ihnen, lieber Bauer. Ich habe mich in der Admiralität vorschriftsmäßig gemeldet, aber Sie waren nicht sichtbar. Sie saßen wahrscheinlich irgendwo in einem Bureau vergraben und rechneten irgend welche tiefsinnigen Fouragenachweisungen nach.“

Langsam in der Bahnhofhalle auf und ab gehend, plauderten sie weiter.

„Ja, Sie haben Recht. Es ist keine besonders interessante Arbeit, aber doch immerhin eine Abwechslung. Wenn man, wie ich, sechs Jahre hintereinander auf auswärtigen Stationen gewesen ist, freut man sich auch einmal über das Landleben, und natürlich um so mehr, wenn man in Berlin beschäftigt ist. Wie geht es denn in Kiel?“

„Ich danke, lieber Bauer, es geht Alles gut. Neues gibt es nicht, außer, daß sich Kapitänlieutenant v. Vilmar in den nächsten Tagen verheirathet.“

„Der Unglückliche!“ sagte Lieutenant Bauer mit einem tiefen Seufzer. „Ich habe es ihm aber immer prophezeit, daß es 'mal mit ihm ein solches Ende nehmen würde.“

Lieutenant Breitling lachte laut auf. „Also noch immer nicht von Ihrer sonderbaren Ansicht geheilt, lieber Bauer? Noch immer ein Ehefeind?“

Der Lieutenant zur See Erich Bauer wurde sehr ernst. „Ich müßte Ihnen eigentlich zürnen,“ erklärte er, „daß Sie meine feste Ueberzeugung eine sonderbare Ansicht nennen. Ja, ich bin ein Gegner der Ehe, nicht im Allgemeinen, sondern bei den Marineoffizieren. Ein Marineoffizier soll nicht heirathen, lieber seinen Beruf ganz aufgeben. In jedem Falle macht er zwei Menschen unglücklich, seine Frau und sich selber. Der Marineoffizier gehört auf die See; der Dienst bringt es mit sich, daß er immer wieder Jahre lang vom Hause weg ist und Frau und Kinder allein läßt. Was sollen diese denn in der Zeit seiner Abwesenheit anfangen? Die Frau hat keine freie Bewegung, auf ihr lasten alle Sorgen des Haushalts und der Kindererziehung. Vergessen Sie auch nicht die Gefahren, denen ein Seemann ausgesetzt ist, denken Sie, wie viele junge Wittwen wir unter den Offiziersdamen haben, deren Männer fern von der Heimath, irgendwo in Asien oder Afrika, ein plötzliches Ende fanden, während die Frauen schutzlos und noch dazu meist in dürftigen Verhältnissen zurückblieben. Ich fahre eben wieder hinaus nach Wannsee zu meiner Base Agathe. Sie wissen, sie ist die Wittwe unseres Kameraden, des Kapitänlieutenants Gerhard, der vor zwei Jahren durch das Fieber auf der westafrikanischen Station dahingerafft wurde. Was hat nun das arme Weib von ihrem Leben? Jetzt ist sie mit vierundzwanzig Jahren Wittwe. Die Repräsentationskosten der ersten Zeit ihrer Ehe haben den größten Theil ihres Vermögens aufgezehrt. Die Pension, die sie bekommt, ist dürftig genug, und so lebt sie unter den bescheidensten Verhältnissen, vereinsamt und gewissermaßen um ihr Lebensglück gebracht. Das ist doch hart für die arme Frau! — Solches Beispiel allein sollte jeden Marineoffizier davon abschrecken, eine Ehe einzugehen!“

„Sie sehen zu schwarz, werther Herr Kamerad,“ entgegnete Breitling; „so schlimm ist die Sache denn doch nicht, und Unglück gibt es in jedem Stande. Daß Gerhard so plötzlich sterben mußte, war nicht vorauszusehen. Aber damit ist doch alles Lebensglück für seine Wittwe noch nicht abgeschnitten. Frau Agathe ist eine so liebenswürdige, interessante, angenehme und schöne Frau, daß sie wohl noch einen Mann findet, der sie glücklich machen wird.“

„O gewiß!“ sagte Bauer, wie es schien etwas erregt. „Es sind allerlei Laffen da, die ihr den Hof machen. Aber sie ist natürlich durch die Erfahrung gewitzigt und wird sich nicht ohne Weiteres einem von diesen an den Hals werfen.“

Er sprach diese Worte mit einer gewissen Heftigkeit, so daß ihn Hans Breitling mit eigenthümlichem Lächeln von der Seite ansah.

„Sie gerathen ja in eine wahre Aufregung, Herr Kamerad! Man sollte fast glauben, Sie wären — eifersüchtig!“

Bauer machte ein böses Gesicht und betrachtete dann Breitling, als prüfe er ihn auf seine geistige Zurechnungsfähigkeit. „Lieber Breitling, Sie machen manchmal Witze, mit denen Sie Einen geradezu verletzen können.“

„Nun, nun, nichts für ungut!“ entgegnete Breitling. „Sie scheinen wirklich in bedenklicher Weise Philister zu werden.“

Lieutenant Bauer sah starr auf seine Stiefelspitzen und sagte nach einer Pause: „Man kann natürlich den Leuten nicht verbieten, Unsinn zu reden. Ich kann Sie versichern, was Sie da im Scherz gesagt haben, ist Unsinn. Ich betrachte das Heirathen als unnützen Ballast für einen Marineoffizier, und wer sein Schiff mit dem überlastet, der geht zu Grunde. So viel wissen Sie doch auch!“

„O ja!“ erklärte Hans Breitling. „Ich weiß das natürlich, weiß aber auch, daß Schiffe, die zu wenig Ballast einnehmen, rank werden und so hoch aus dem Wasser gehen, daß im Augenblicke der Noth für sie die Gefahr des Kenterns sehr nahe liegt. Also, ob mit oder ohne Ballast, die Sache ist nicht ungefährlich. Ich bin für den Ballast, und damit wir die Sache gleich auf einmal abmachen können, theile ich Ihnen mit, daß ich eben nach Potsdam fahre, um einen Besuch zu machen, der binnen kürzester Zeit zu einer Verlobung führen wird. Namen darf ich Ihnen noch nicht nennen, aber ich schicke Ihnen nächstens eine Verlobungsanzeige.“

„So, so!“ sagte Bauer, wie es schien, an etwas ganz Anderes denkend. „Also Sie wollen auch eine solche Dummheit machen. Nun, ich habe gar kein Mitleid mit Ihnen. Machen Sie, was Sie wollen; aber kommen Sie mir nicht nach ein paar Jahren und klagen Sie mir die Ohren voll.“

Hans Breitling lachte laut auf. „Davor sind Sie sicher, lieber Kamerad! Ich werde Ihnen die Ohren nicht vollklagen. Ja, ich gehe sogar noch weiter, ich verspreche großmüthig zu sein, und wenn Sie sich in nächster Zeit verloben sollten, ganz zu vergessen, welch' tiefsinnige Reden Sie gegen das Heirathen gehalten haben. — Doch da ist der Zug hereingeschoben worden, und wir müssen einsteigen, sonst bleiben wir zurück.“

Die beiden Marineoffiziere bestiegen den Wagen, und bald darauf ging der Zug aus dem Bahnhof ab.

Hans Breitling nahm die Gelegenheit wahr, um Bauer von seiner Braut vorzuschwärmen. Bauer aber saß regungslos da und nickte nur höchstens mit dem Kopfe.

Als er in Wannsee ausstieg, drückte er Breitling die Hand und meinte: „Noch einmal, Sie verdienen kein Mitleid, gar kein Mitleid!“

Aber Hans Breitling antwortete nur mit einem Lachen, das seinem frischen, kecken Gesicht so gut stand, und schon als der Zug im Fahren war, winkte er Bauer noch zu, der auf dem Bahnsteige stand und, seinen Schnurrbart drehend, die Abfahrt des Zuges erwartete, um dann die Geleise zu überschreiten.

Erich Bauer schien den Weg durch die Villenkolonie Wannsee schon sehr oft gemacht zu haben. Er entfernte sich bald von dem Hauptweg, der sich an der Ausbuchtung der Havel entlang zieht, und ging auf die neue Villenkolonie zu, die auf der Höhe in der Nähe des Waldes liegt.

Als er an der kolossalen Figur des Flensburger Löwen, den man an jener Stelle zum Andenken an den Uebergang der Preußen nach Alsen errichtet hat, angekommen war, sah er vor einer kleinen einfachen Villa am Waldessaum eine Equipage stehen, deren Pferde von einem kleinen Groom gehalten wurden. Der Inhaber der Equipage befand sich jedenfalls in der Villa, und dies schien Bauer sehr unangenehm zu sein, denn er stieß einen Fluch aus, wie ihn die Seeleute in gewissen Augenblicken immer zur Verfügung haben, und murmelte dann: „Ist dieser Bursche wieder da! Ich ahnte schon, daß mir heute etwas Unangenehmes bevorstünde.“

Trotzdem schritt er tapfer weiter aus und betrat bald darauf die Villa, in deren Vorgarten er von einem Dienstmädchen begrüßt wurde, das ihn als häufigen Gast ganz genau zu kennen schien.

„Die gnädige Frau ist hinten im Garten,“ sagte sie, „sie hat Besuch, sie wird sich aber jedenfalls freuen, den Herrn Lieutenant zu sehen ... Herr v. Kalnow ist bei ihr.“

Bauer faßte zum Dank kurz an seine Mütze und ging dann um die Villa herum nach dem ziemlich großen Garten, der sich hinter derselben ausdehnte. Er sah ein helles Kleid durch die Büsche schimmern und hörte die Stimmen zweier Personen, die sich unterhielten. Gleich darauf stand er vor den beiden Promenirenden und begrüßte sie förmlich und steif.

Frau Agathe Gerhard befand sich noch in der Mitte der zwanziger Jahre, aber ihr Gesicht sah ernst aus. Ihre Charakteranlage war wohl an sich ernst, dann hatten auch trübe Erlebnisse ihrem Gesicht einen Anstrich von Schwermuth gegeben. Nur ihre Augen blickten eigenthümlich mild und freundlich, besonders als sie sich jetzt auf Bauer richteten.

Ganz anders sah Fritz v. Kalnow aus. Man sah ihm den „patenten“ Herrn auf den ersten Blick an. Seine Toilette war so tadellos, daß man glauben konnte, einen Salonlöwen und nicht einen Landwirth vor sich zu haben. Sein Haar war sorgfältig frisirt und vorn in die Stirn gekämmt, so daß die niedrige Stirn des jungen Mannes fast ganz verschwand. Er hatte sich außerdem, wie der Berliner sagt, „ein Stück Glas in das Auge getreten“, das heißt, er trug

ein Monocle im rechten Auge, und in den Momenten, in denen er es fallen ließ, oder wenn er es wieder hineinsteckte, schnitt er so fürchterliche Gesichter, daß man glauben konnte, in seinem Innern wüthe ein gräßlicher Schmerz. Selbstverständlich sprach er durch die Nase und litt an der unstillbaren Sucht, Witze zu machen.

Agathe reichte ihrem Vetter die Hand und sagte freundlich, aber mit ruhigem Ton: „Da bist Du ja, Erich, sei willkommen."

Fritz v. Kalnow schnitt erst eine Grimasse, um das Monocle aus dem Auge fallen zu lassen, dann strich er sich die Spitzen seines kleinen, vom vielen Maltraitiren ganz borstig gewordenen Schnurrbartes zurecht, reichte zwei Finger seiner rechten Hand dem Marinecoffizier und näselte: „Woll'n 'mal wieder in Wannsee Anker werfen, was? Wie geht es Ihnen, alte Seeratte?"

Bauer warf ihm einen Blick zu, den jeder andere Mensch für eine Beleidigung gehalten hätte. Aber Kalnow schien diesen Blick für Neid zu halten oder zu glauben, Bauer fühle sich irgendwie gedrückt. Er lachte, was ungefähr so klang, wie das Krächzen eines Raben, und sagte dann wieder im schönsten Nasalton: „Machen sich ja höllisch dünn, Herr Admiral! Lassen sich ja gar nicht mehr sehen! Da bin ich doch ganz anderer Kerl! Bin jeden Tag hier und lege gnädiger Frau meine Hochachtung und mein Herz zu Füßen. Gnädige Frau ist nur furchtbar grausam, tritt auf dieses Herz, anstatt es aufzunehmen und sorgfältig zu hüten!"

Es war merkwürdig, wie genügsam Fritz v. Kalnow war. Weder Bauer noch Agathe reagirten auf den Witz, aber Fritz fühlte sich so sehr befriedigt von demselben, daß er laut lachte.

2.

Der Wannsee ist einer der landschaftlich schönsten Punkte der Mark. Wer einmal die weite Wasserfläche sah, umgeben von bewaldeten Hügeln, welche vom Ufer des Sees bis zum Gipfel an zahlreichen Stellen besetzt sind mit Villen, deren jede einzelne ein architektonisches Kabinetstück ist, weil vor Allem die berühmten Berliner Architekten und Künstler sich hier draußen angesiedelt haben, wird dies ohne Weiteres zugeben.

Auf der weiten Wasserfläche des Wannsees blüht der Wassersport, und jeder Einzelne der Villenbesitzer an den Ufern huldigt mit seinen Angehörigen dem Rudern oder dem Segeln. Ueberall sieht man am Ufer die kleinen Bootshäuser und die größeren Gebäude der Klubs, die hier ihren Sitz haben.

Von der Terrasse der Villa des Baurath Hinze, welche direkt am Ufer liegt, hat man einen weiten Ueberblick bis zu den Bergen jenseits der Havel.

Die Sonne brennt versengend heiß; der Himmel ist bleigrau, und selbst das Wasser hat einen eigenen, gleißnerischen Schein angenommen, der ihm das Aussehen einer erstarrten Metallmasse verleiht. Es ist heiß selbst am Ufer des Sees, wo sonst die breite Wasserfläche Kühlung erzeugt.

Die auf der Terrasse der Villa Hinze Sitzenden fächeln sich vergeblich Luft zu. Es sind die Besitzerin der Villa, deren Gatte noch in Berlin weilt und erst am Abend zu seiner Familie zurückkehrt; dann aber drei Gäste, die wir sehr wohl kennen: Agathe Gerhard mit ihren beiden Begleitern, Erich Bauer und Fritz v. Kalnow. Die drei haben einen Spaziergang gemacht, weil sie glaubten, unten am See Kühlung zu finden. Die befreundete Frau Hinze sah sie vorübergehen und ruhte nicht, bis sie bei ihr eintraten, um einen kühlenden Trunk zu nehmen und ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten.

Ein dumpfes Grollen läßt sich aus weiter Ferne hören. Man beachtet es nicht, bis es näher, lauter erklingt. Einen besorgten Blick wirft Frau Agathe nach dem Himmel. „Wir bekommen ein Gewitter."

„Gott sei Dank!" entgegnet Frau Hinze. „Das Gewitter bringt hoffentlich Abkühlung. Nun bleiben Sie hier bei mir und warten das Gewitter ab. Wir bekommen hier die Abkühlung vom See aus erster Hand."

Noch ist der Himmel wolkenlos, aber eine eigenthümliche graue Dunstschicht liegt über ihm. Bauer prüft sorgfältig das Aussehen des Himmels und erklärt endlich: „Wir bekommen ein Gewitter und zwar ein sehr starkes. Es war auch unerträglich heiß bis jetzt. Ist Ihr Boot versorgt, gnädige Frau?"

„Ich denke, Herr Lieutenant. Es liegt dort jenseits des kleinen Bootshauses, zu dem von hier aus der Steg führt."

Ein lauter Donnerschlag meldet das Nahen des Unwetters. Ueber den See geht es wie das tiefe Athmen eines Riesen. Ein heißer Windstoß fegt von den Hügeln her über das Wasser und läßt es an einzelnen Stellen aufkräuseln. Ein zweiter Windstoß folgt; ein dritter. Der Athem des Windes ist glühend heiß, als käme er aus einem Schmelzofen. Das letzte Segel ist von der Fläche des Sees verschwunden. Vor dem Unwetter sucht Alles Schutz am Land. Mehr und mehr schieben sich die Wolkenmassen über den bewaldeten, villengekrönten Hügel und verdunkeln den See, in dem sie sich widerspiegeln. Einzelne große, schwere Tropfen fallen.

Von der Veranda eilt die Wirthin mit ihren Gästen zurück nach dem Zimmer, durch dessen Glaswand man den Ausblick nach dem See hat. Ein jäher Blitz flammt auf; ein rasselnder Donner folgt. Zischend und heulend hat der Gewittersturm eingesetzt und furcht die Wellen des Sees, die weite Wasserfläche aufwühlend und zu Schaum peitschend.

Die beiden Damen und die beiden Männer sind unwillkürlich an das Fenster getreten und sehen das aufgeregte Schauspiel da draußen. Plötzlich hört man eine Stimme von der Thür her, und fast erschreckt wenden sich die vier Leute im Zimmer um.

Das Dienstmädchen steht an der Thür und sagt mit ängstlichem Gesichtsausdruck: „Gnädige Frau, die Jungen sind nicht da!"

„Wo sind sie?" fragt die Mutter, noch nicht ahnend, was ihren Lieblingen droht.

„Da draußen sind sie — auf dem See bei dem schrecklichen Wetter! Sie haben sich vorhin den kleinen Kahn genommen und sind hinausgerudert. Ich habe sie noch gebeten, zurückzubleiben, aber sie wollten nicht auf mich hören. Nun hat sie der Gewittersturm überrascht."

„Meine Kinder!" jammerte die Hausfrau, die Hände ringend, „sie sind verloren!" Dann stürzt die unglückliche Mutter die Wendeltreppe hinauf, die aus dem Verandazimmer auf den Aussichtsthurm der Villa führt; ihr nach die Gäste.

Die gewaltige Fläche des Sees scheint zu kochen. Der Regen macht fast den Ausblick unmöglich, aber doch sieht man in der Entfernung von mehreren hundert Metern, als Spielball der Wellen, einen kleinen Kahn, in dem verzweifelt die beiden Knaben um ihr Leben ringen, ohne doch mit den Mitteln, die ihnen Rettung bringen könnten, vertraut zu sein.

Es ist ein entsetzlicher Anblick für die Mutter, ihre Kinder vor ihren Augen zu Grunde gehen zu sehen. Schreiend und die Hände ringend stürzt sie hinunter nach der Veranda, als wollte sie selbst auf den See hinaus und ihre Lieblinge retten.

Erich steht neben der verzweifelten Frau, und seine Stimme klingt fest und ruhig, wie sie wohl klingen mag, wenn er im Sturm auf hoher See von der Kommandobrücke aus Befehle gibt. „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, wir wollen hinaus mit dem Segelboot und die Jungen holen. Noch ist nichts verloren. Das Segelboot liegt fertig, und die Knaben können schwimmen. Selbst wenn das Boot kentert, können sie sich festhalten, nur muß ihnen schleunigst Hilfe gebracht werden. — Kommen Sie mit?" wendete er sich an den patenten Landwirth.

Fritz entfällt vor Schreck das Monocle, ohne daß diesmal sein Gesicht eine Grimasse zieht. „Nicht um eine Million!" entgegnet er. „Ich habe keine Ahnung vom Segeln!"

Auf dem Gesichte Erich's erscheint ein verächtlicher Ausdruck. „Sie brauchen nichts vom Segeln zu verstehen!" stößt er rasch und heftig heraus. „Aber Sie müssen mit! Ich brauche Ballast im Boot, ich kann sonst nicht bei dem Sturm hinaus. Vorwärts! Es gilt zwei Menschenleben! Oder haben Sie keinen Muth?"

Ganz bestürzt tritt Fritz v. Kalnow einen Schritt zurück. „Erlauben Sie," sagt er, „ich finde diese Zumuthung von Ihnen sehr sonderbar, mich als Ballast verwenden zu wollen. Sie scheinen zu vergessen, daß ich Reserveoffizier bin, eine derartige Verwendung verträgt sich nicht mit meiner gesellschaftlichen Stellung!"

Er ist leichenblaß geworden, der gute Fritz v. Kalnow, wahrscheinlich vor Schrecken über die Zumuthung, als Ballast zu dienen.

Ein undeutliches Wort stößt Erich aus; dann wendet er sich um, reißt die Thür zur Veranda auf und stürzt hinaus. In wenigen Sekunden ist er im Boot. Hier hat er alle Hände voll zu thun, er löst die Kette und das Tau, reißt die Segel los, ergreift den Bootshaken und stößt das Boot mit diesem hinaus in den aufgeregten See. Rasselnd fährt im nächsten Augenblick das Gaffelsegel am Mast empor, und schon hat es der Wind gepackt, der jetzt nach dem vollen Ausbruch des Unwetters mit unheimlicher Geschwindigkeit über den See rast und die Spitze des Bootes niederdrückt, so daß dieselbe kaum noch aus dem Wasser zu sehen ist. Wie ein Pfeil jagt das Boot hinaus in den kochenden See.

Mehrerer energischer, gewaltsamer Rucke bedarf es, bis das Gaffelsegel richtig am Mast steht. Dann legt Erich das Tauende fest und greift nach dem Schoot, das heißt dem Tau, das dazu dient, das Segel zu spannen und festzuhalten.

Noch nicht eine Minute ist verflossen, und weit draußen im See stampft das Boot unter vollem Druck des kleinen Segels, während gewaltige Wassermassen sich über dem gedeckten vorderen Theile brechen und ein sintfluthartiger Regen aus den blitzdurchzuckten Wolken herunterprasselt.

Es ist schwer für einen einzelnen Menschen, in einem solchen Augenblick ein Segelboot zu lenken, denn es muß auch gesteuert werden. Erich schreitet rückwärts, das Schoot festhaltend, vorsichtig nach dem Heck des Bootes, um hier das Steuer zu suchen. Seine Hand faßt eine andere weiche, warme Hand.

Entsetzt wendet sich Erich um. Dort am Steuer sitzt Agathe mit bleichem Gesicht, aber mit einem Lächeln auf den Lippen, und aus ihren Augen leuchtet es nicht wild und schreckhaft wie die Blitze dort oben aus den Wolken, sondern so mild, so bezaubernd, daß Erich fast vergißt, wo er ist.

„Du hier, Agathe!" ruft er erschreckt.

„Du brauchtest Ballast, Erich, und ich bin Dir nachgeeilt. Du hast mich nicht einmal bemerkt, so eifrig warst Du beim Klarmachen des Bootes!"

Das Wort „Ballast" scheint auf Erich zu wirken wie ein Schlag vor den Kopf.

„Agathe!" stöhnt er. „Das ist eine Fahrt auf Leben und Tod!"

Nicht einen Augenblick verschwindet das Lächeln von dem Gesichte Agathens.

„Ich weiß es!" sagt sie: „Aber wo Du bist,

will auch ich sein. Wenn Du stirbst, will ich mit Dir sterben!“

Erich sinkt auf die Bank, die rund um den Bootsrand herumläuft. Mechanisch hält seine Rechte das Schoot fest, seine Linke packt das Steuer. Erich weiß nicht, wie ihm geschieht, aber er neigt sich zu dem Weibe, das mit ihm sterben will, hinüber, und seine Lippen pressen sich auf die ihrigen.

Ein langer, langer Kuß hält die Beiden vereint, trotz des krachenden Donners, trotz des heulenden Windes, trotz des schäumenden Wassers, das in das Boot dringt.

Agathe merkt zuerst die Gefahr. Das Boot liegt mit seinem Rande tief im Wasser und holt ganze Wellen über.

Im nächsten Augenblick hat Erich Bauer seine ganze Kaltblütigkeit wieder. Mit mächtigem Ruck reißt er das Segel herum, und das Boot richtet sich wieder auf.

— — — — — — — — — — — — —

Ein Hilfeschrei dicht vor dem Boot!

Auf dem gekenterten kleinen Kahn sitzen die beiden Knaben, sich muthig im Sturme festhaltend, hin und her geworfen von den Wellen und jeden Augenblick in Gefahr zu versinken.

Mit eigener Lebensgefahr zieht Erich die Beiden vom Kahn in das Boot; dann steuert er vor dem Winde quer über den See, denn an ein Zurück ist bei diesem Sturme nicht zu denken.

3.

In später Abendstunde erst verläßt Erich wieder die gastliche Villa Hinze, zu der er zurückgekehrt ist, um der verzweifelten Mutter die geretteten Knaben zu überbringen. Agathe ist nach Hause geeilt, um ihre total durchnäßte Kleidung zu wechseln. Dann ist auch sie wieder nach der Villa Hinze gekommen, wo nicht nur die Mutter der Geretteten, sondern auch der mittlerweile von Berlin heimgekehrte Vater den Marineoffizier mit Dankesbezeugungen bald erdrücken.

Und wie drollig sieht Erich aus in dem Schlafrock des Hausherrn, da sein durchnäßter Uniformrock in der Küche zum Trocknen aufgehängt ist! Und wie gemüthlich ist es, besonders da Fritz v. Kalnow unmittelbar nach dem Gewitter verschwunden ist, wahrscheinlich immer noch nicht beruhigt über den Gedanken, daß man ihn als Ballast hatte verwenden wollen.

Dann schreiten Abends beim Mondenschein zur Bahnstation durch lauschiges Gebüsch Erich und an seinem Arm Agathe, und an einer stillverschwiegenen Stelle bleibt er plötzlich stehen, und noch einmal zieht er Agathe an seine Brust, um sie zu küssen, lange und innig, und ihr dann zu sagen: „Kannst Du mir verzeihen, daß ich so lange blind gewesen bin, und darf ich schon morgen um den Heirathskonsens einkommen?“

— — — — — — — — — — — — —

Der Zug, der von Potsdam kommt, hält in Wannsee, und aus einem Fenster lacht das kecke Gesicht Hans Breitling's.

„Hier herein!“ ruft er, als er Bauer erblickt.

Bauer springt in den Wagen, und der Zug geht nach Berlin weiter.

Hans Breitling legt lachend die Hand salutirend an die Mütze: „Melde gehorsamst, daß ich mit dem Ballastübernehmen fertig bin. Ich habe mich heute verlobt!“

„Ich auch,“ entgegnet Bauer so ruhig, als sei das ganz selbstverständlich. — — —

Es soll lange gedauert haben, bis Hans Breitling wieder Herr seiner Sinne war, so sehr hatte ihn die Nachricht erschreckt.

Humoristisches.

Sonntagsglück.

Sonntagsjäger: Soll ich nun nach dem Hasen oder nach dem Rebhuhn schießen? (Er schießt nach dem Rebhuhn.) Donnerwetter, den Hasen getroffen!

Ungünstige Zeit.

Hausfrau (ein Kochrezept aus der Zeitung vorlesend): Man nehme die Fleischreste von der ganzen Woche . . .

Köchin (unterbrechend): Ach, Madame, das wollen wir 'mal machen, wenn mein Schatz im Manöver ist!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 32:
Wohlthaten schreibt man nicht in den Kalender.

Homonym.

Quillt es in vollem, süßem Ton auch aus der Kehle dein,
So magst du, schöne Sängerin, es selbst doch gar nicht sein.

Auflösung folgt in Nr. 34.

Wechsel-Räthsel.

Mit **m** bin ich ein trautes Wort;
Ihr denkt an mich an jedem Ort,
Wo ihr verweilt, zurück.
Und wer in mir mit **r** mich schließt,
Der liebt mich doppelt; ihm ersprießt
Das reichste Lebensglück.

Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösungen von Nr. 32:

des Zahlen-Räthsels:
1) Cacao,
2) Mohn,
3) **Chamounix**,
4) Mammon,
5) Ino,
6) Hauch,
7) Minho,
8) Chinin,
9) Max;

des Logogriphs: Meteor, Meter, Meer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.